

(Nachdruck verboten.)

651

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexö.

„Dann streckte sie die Hand nach mir aus. Wie sie schon einem Engel Gottes gleicht — dachte ich — aber ein Jammer ist es nun doch um eine, die so jung ist, und dann ging ich hin und nahm ihre Hand.“

„Und was dann?“ Sort drängte sich näher an Pelle heran. Seine Augen hingen erwartend an Belles Lippen.

„Dann reichte sie mir den Mund ein klein wenig hin und im selben Augenblick vergaß ich, was für ein Schwein ich gewesen war und küßte sie.“

„Sagte Sie dann nichts zu Dir, kein Wort?“

„Sie sah mich nur an mit diesen unbegreiflichen Augen. Da wußte ich nicht, was ich noch weiter tun sollte und machte, daß ich hinauskam.“

„Warst Du nicht bange, daß sie den Tod auf Dich übertragen könnte?“

„Nein, warum das? Daran dachte ich nicht. Auf so etwas konnte sie ja gar nicht verfallen. So kindlich, wie sie war!“

Eine Weile lagen sie beide, ohne etwas zu sagen, da. „Du hast wohl an Dir, was sie alle bestegt!“ sagte Sort dann. „Wenn Du mir helfen wolltest — — das Wort, das wollte ich schon übernehmen.“

Pelle reckte sich träge; er empfand kein Bedürfnis, neue Religionen zu stiften. „Nein, nun will ich in die Welt hinaus,“ sagte er. „Es soll ja Orte in der Welt geben, wo sie schon angefangen haben, auf die Großen loszuschlagen, da will ich hin!“

„Man erreicht nichts Gutes mit Hilfe des Bösen! Bleib Dur nur lieber hier. Hier weißt Du, was Du hast — und wenn wir zusammen gingen —“

„Nein, hier ist nichts zu erreichen für jemand, der arm ist. Soll ich hier weiter gehen, so ende ich wieder im Dreck; ich will meinen Anteil haben, selbst wenn ich einen Blutauger darum totschlagen müßte. Das kann auch wohl keine so große Sünde sein. Aber wollen wir nun nicht sehen, daß wir weiter kommen? Einen ganzen Monat sind wir hier nun auf den Höfen im Südlände herumgetrabt. Immer hast Du mir versprochen, daß wir nach der Heide hinüberkommen wollten. Seit mehreren Monaten habe ich nichts von Vater Lasse und Karna gehört. Als es anfing, mir schlecht zu gehen, da war es, als habe ich sie ganz vergessen!“

Sort erhob sich schnell. „Gut, daß Du nach Gedanken für anderes hast, als die Blutauger totzuschlagen. Wie weit ist es denn bis zum Heidehof?“

„Eine gute Meile!“

„Wir gehen gleich dahin. Ich hab doch keine Lust, heute noch etwas anzufangen!“

Sie packten die Sachen auf den Rücken und trabten in fröhlichem Geplauder von dannen. Sort malte sich die Ankunft aus: „Ich gehe dann zuerst hinein und frage, ob sie altes Schuhzeug oder Sielengeschirr haben, das wir flüchten sollen; und dann kommst Du, während wir mitten in der Unterhaltung sind.“

Pelle lachte. „Soll ich Dir nicht den Tisch tragen? Ich kann ihn sehr gut auf das andere aufbinden.“

„Du schweigst wohl nicht auch noch für mich!“ entgegnete Sort lachend. „Denn dann könntest Du ja die Hosen ausziehen.“

Sie hatten das Plaudern satt und trabten nun schweigend weiter. Pelle schritt sorglos dahin und sog den frischen Tag ein. Er empfand das Uebermaß von Kräften als Wohlbehagen in sich, sonst dachte er an nichts, freute sich nur ganz unbewußt auf den Besuch in der Heimat. Jeden Augenblick mußte er seine Schritte mäßigen, damit Sort nicht hinter ihm zurückbleiben sollte.

„Woran denkst Du jetzt eigentlich?“ fragte er plötzlich. Es war so ärgerlich, daß Sort immer an irgend etwas dachte,

sobald er schwieg. Man konnte nie im voraus wissen, in welcher Gegend er wieder auftauchen würde.

„Genau so fragen die Kinder!“ erwiderte Sort lachend. „Sie wollen auch immer sehen, was inwendig ist!“

„Dann sag es mir doch, Du kannst es mir doch wohl sagen!“

„Ich dachte über das Leben nach. Hier gehst Du an meiner Seite, stark und siegesgewiß wie der junge David. Und noch vor einem Monat warst Du ein Abschaum der Menschheit!“

„Ja, das ist eigentlich auch sonderbar!“ sagte Pelle und wurde nachdenklich.

„Aber wie bist Du nur so in all dies hineingeraten? Du hättest Dich doch ganz gut über Wasser halten können, wenn Du nur gewollt hättest.“

„Das weiß ich wirklich nicht. Es war, will ich Dir sagen, als wenn Dich jemand auf den Kopf schlägt und Du dann herumrennst und nicht weißt, was Du tust; es ist auch gar nicht so schlimm, wenn man nur erst so weit ist. Man arbeitet und betrinkt sich und schlägt sich dann mit den Flaschen an den Kopf.“

„Das sagst Du so vergnügt! Du siehst nicht hinter die Dinge, das ist die Sache! Ich habe so viele Menschen zugrunde gehen sehen; für den armen Mann ist es nur ein kleiner Schritt zur Seite, dann geht er vor die Hunde und glaubt dann selbst, daß er ein verteuflerter Kerl ist. Es war aber doch ein Glück, daß Du da herauskamst. Daß Euch die Neue nicht das Dasein verbittert!“

„Wenn die Neue kam, dann hatten wir ja den Brantwein,“ sagte Pelle erfahren. „Der soll schon alles andere austreiben.“

„Dann hat der ja gewissermaßen auch sein Gutes! Er hilft einem über die Wartezeit hinweg!“

„Glaubst Du wirklich, daß ein tausendjähriges Reich kommt? Mit einer guten Zeit für alle, für die Armen und die Elenden?“

Sort nickte. „Gott hat es versprochen und seinen Worten müssen wir doch wohl glauben. Da drüben soll irgend etwas in Vorbereitung sein, ob es aber das Rechte ist, weiß ich nicht!“

Sie schritten fürbass dahin. Der Weg war steinig und öde, nach den Seiten zu begannen die Felsenklippen mit ihrem struppigem Wachstum aus den Nectern aufzuragen, vor ihnen erhob sich die blauende Felslandschaft der Heide. „Sobald wir nun zu Hause gewesen sind, reise ich; ich muß übers Meer und sehen, was sie da vorhaben!“ sagte Pelle.

„Ich habe kein Recht, Dich zurückzuhalten,“ erwiderte Sort still. „Aber die Wanderung wird einsam für mich werden, es wird mir immer zumute sein, als habe mich mein Sohn verlassen. Aber Du hast natürlich dann an was anderes zu denken, als Dich des armen Bুদ্ধigen zu erinnern. Dir steht ja die Welt offen. Wenn Du erst Dein Schäflein im Trocknen hast, dann denkst Du auch nicht mehr an den armen Sort!“

„Ich werde schon an Dich denken,“ erwiderte Pelle. „Und sobald es mir gut geht, komme ich zurück und sehe mich nach Dir um, nicht vorher. Vater wird sich schon gegen meine Reisepläne auflehnen, er will so gern, daß ich den Heidehof von ihm übernehme, aber dann mußt Du mir beistehen. Ich habe keine Lust Bauer zu werden.“

„Das will ich schon tun!“

„Sieh doch nur einmal hier! Nichts als Stein auf Stein mit Heidekraut und struppigem Buschwerk dazwischen! So war der Heidehof vor vier Jahren und nun ist es ein ganz schönes Gehöft. Das haben die Weiden ausgerichtet ohne fremde Hilfe.“

„Ihr seid aus gutem Holz gezimmert,“ sagte Sort. „Aber was für ein armer Kerl ist das da oben auf dem Hügel? Er hat einen großen Sack auf dem Rücken und geht, als wolle er bei jedem Schritt fallen.“

„Das! Das ist ja Vater Lasse! Hallo!“ Pelle schwenkte die Mütze, Lasse kam auf sie zugestolpert; er ließ den Sack fallen und gab ihnen die Hand, ohne sie anzusehen.

„Kommst Du hierher,“ rief Pelle erfreut aus, „wir wollten gerade hin und uns nach Euch umsehen!“

„Das kannst Du Dir jetzt sparen! Du bist geizig und

Deinen Schritten gewesen. Spare sie Dir jetzt nur!" sagte Lasse tonlos.

Belle starrte ihn an. "Was ist denn das? Zieht Ihr fort?"

"Ja, wir ziehen fort!" Lasse lachte hohl. "Fort — ja, ja! — wir sind fort — und zwar sind wir jeder unseren Weg gegangen. Karnas ist nun da, wo es keine Sorgen mehr gibt und hier ist Lasse, mit allem, was sein ist!" Er stieß mit dem Fuß gegen den Saal und blieb stehen, halb von ihnen abgewandt und den Blick zu Boden gerichtet.

Alles Leben war aus Belles Antlitz gewichen. Entsetzt starrte er den Vater an, bewegte die Lippen, konnte aber kein Wort herausbringen.

"Hier muß ich zufällig meinen eigenen Sohn antreffen, mitten auf dem öden Felde, so viel ich nach Dir gesucht und gefragt habe, niemand wußte von Dir. Dein eigen Fleisch und Blut hat sich von Dir abgewandt, dachte ich. — Aber zu Karnas mußte ich sagen, daß Du krank seiest. Sie erwartete bestimmt, Dich zu sehen, ehe sie von dannen ging. Dann mußt Du ihn grüßen — sagte sie — Gott gebe, daß es ihm gut ergehen möge. Sie dachte mehr an Dich, als es manch eine Mutter tun würde. Schleicht hast Du es gelohnt. Es ist Jahr und Tag her, seit Du Deinen Fuß in unser Haus gesetzt hast."

Belle sprach noch immer nicht, er stand da und schwankte; jedes Wort traf ihn wie ein Keulenschlag.

"Du mußt nicht so hart gegen ihn sein," sagte Sort. "Er ist ohne Schuld, krank wie er gewesen ist!"

"Ach so, Du hast auch böse Zeiten durchgemacht und Kämpfen müssen, Du auch? Dann müßte ich, als Dein Vater doch eigentlich der letzte sein, der über Dich herfällt." Lasse strich ihm über den Armel und diese Liebkosung schaffte Belle Luft. "Weine Du Dich nur aus, mein Sohn, das erleichtert den Sinn. In mir sind die Tränen schon lange ausgetrocknet. Ich muß sehen, wie ich mit meinem Leid fertig werde; es ist eine harte Zeit für mich gewesen, daß kannst Du mir glauben. Manch eine Nacht habe ich bei Karnas gesessen und wußte nicht aus noch ein. Ich konnte sie ja nicht verlassen und Hilfe schaffen, und da viel alles um uns her zusammen. Da kann es denn ja sein, daß ich beinahe Böses auf Dich herabgewünscht habe. Du warst doch der, der einen freundlichen Gedanken hätte haben sollen, und etwas Nachricht hättest Du uns doch immer schicken können. Aber nun hat das Ganze ja ein Ende!"

(Fortsetzung folgt.)

Neue Wege im Flugzeugbau.

Um das bereits bearbeitete oder noch brachliegende Arbeitsfeld der Luftbefahrung zu übersehen, brauchen wir heute nicht die ganzen Wege von Bienthals Gleitflugversuchen an bis zum 150 Kilometer-Monoplan der letzten Rundflüge zu gehen; alle diese Einzelphasen sind uns durch Presse und Anschauung gegenwärtig.

Ueberhaupt ist unser Interesse am Aeroplan, an den ganzen Luftverkehrsmitteln ein anderes als in den ersten Jahren. Weder die bisherigen Ergebnisse der Ballonfabrikzeugkonstruktion noch der Drachenflieger geben uns das Gefühl, daß nun die Luft erobert sei. Aber wir haben andererseits auch nicht mehr jenes überraschte Erstaunen, mit dem die ersten Erfolge der Drachenflieger aufgenommen wurden. Wir haben das feste Bewußtsein, daß es sich nun nicht mehr um einen Sport reicher Amateure handelt, noch um bage Experimente, sondern daß uns nur noch wenige Schritte von der endgültigen allgemeinen Besitzergreifung der Erdatmosphäre trennen.

Mit dieser Verschiebung der Interessen hängt eine Aenderung der Art der Anteilnahme der Allgemeinheit an der Arbeit der Aviatik zusammen. Wir legen weniger Wert auf das Finden neuer Typen und das Brechen bisheriger Schnelligkeitsrekorde als auf die Möglichkeit einer direkten Mitarbeit durch Kenntnisnahme von den Widerständen, den Problemen, die eigentlich noch zu überwinden, zu lösen sind.

Ich wurde zunächst in Paris Zeuge dieser Wandlung des Volksinteresses, und es ist wohl der größeren Festigkeit des französischen Naturells zuzuschreiben, wenn dort so viel eher und augenscheinlicher sich das Empfinden in Handeln umsetzte.

Kaum hatten in Vincennes die letzten Flieger ihre schöne ruhige Schräge des Aufstieges an uns vorbei gezogen, kaum waren wir von den Festungswällen herab und in die Stadt zurückbefördert, da leuchteten schon von sämtlichen Mauern die Aufrufe, in denen die Pariser Arbeiter das Volksrecht an diesem Flugmittel beanspruchten. Sie forderten, an die Hauptmitarbeit des Volkes an aller Kultur-entwicklung erinnernd, daß die Flugmaschine nicht länger ein Spielzeug, ein Sport der Söhne reicher Familien bleibe und

gründeten ihre „Aviation par tous et pour tous“ (Aviatik durch alle, für alle). Mit nur zehn Wochenbeiträgen von je 2,50 Fr. (2 M.) wollen sie jedem Mitglied ermöglichen, sich durch Benutzung der eingerichteten Kurse zum Piloten auszubilden, in eigenen Werkstätten und in eigenen Flugzeugen den Bau, die Führung und Behandlung des Aeroplans, des Motors und ihrer Teile kennen zu lernen.

Kurz nach der Generalversammlung der „Aktionäre“ hatte ich schon eine Einladung zur Befestigung der auf dem berühmten Flugfelde von Paris, in Jijy les Moulins, erworbenen und eingerichteten Werkstätten und Hallen (Hangar).

Hier sollen aber nicht nur die in den Kursen theoretisch vorgebildeten Mitglieder an mehreren erworbenen Plätzen die Praxis des Fluges studieren, vor allem sollen hier die Erfinder des Volkes Gelegenheit und Mittel finden, ihre Flugzeugideen in Wirklichkeit umzusetzen. In kurzer Zeit hingen auch schon im Bureau der Gesellschaft eine Anzahl von Modellen, deren Urheber sonst kaum an eine Verwirklichung denken könnten. Schon lag auf den Böden der Rumpf des ersten Aeroplans eigener Konstruktion, von den aus der Mitgliedschaft gewählten Arbeitern gebaut, die alle das gleiche Gehalt erhalten, gleichgültig welche Funktionen sie ausüben.

Es ist im Grunde gleich, ob dieser erste Aufstieg des Volkes in diese heiligen Dimensionen der oberen Tausend bereits geflingt, es ist sicher, daß die Aviatik weder dem Bombentwerfen, noch den reichen Sportsmen, noch aber dem monopolisierenden Unternehmer gehören wird und daß erst die Anteilnahme aller sie aus ihrem heutigen primitiven Zustande befreien wird.

Auch in Deutschland brauchen wir eine Stelle, die Erfindungen gemeinnütziger Art nicht nur von den erdrückenden Hemmungen der zahlreichen Gebühren befreit, sondern auch durch ständiges Stellen von Preisaufgaben die rasche Lösung der geliebten Probleme erleichtert.

Ist nach dem Bisherigen der Aeroplan eigentlich das, was er sein könnte? Wir wissen, wie lebhaft und allgemein trotz aller Schnelligkeitsrekorde der Drachenflieger die Frage verneint wird, und man wird die Widerstände kennen zu lernen wünschen, die der Erreichung befriedigender Resultate bisher entgegenstanden.

Was mißfällt uns am Drachenflieger? Seine Geschwindigkeit verfehlt uns in Entzücken, wir glauben nach dieser Seite auf lange hinaus auf ein Mehr verzichten zu können. Seine Unzuverlässigkeit aber im Verharren im Schwebeflug bildet unsere Verzweiflung, und sie zu korrigieren sollte nunmehr der Hauptgegenstand der Bemühungen aller Konstrukteure sein. Eigentlich sind es nur noch zwei Forderungen, die wir an den Aeroplan stellen: es soll sich auch nach Abstoppen des Motors absolut sicher in der Luft halten können, und zweitens ohne langen Anlauf möglichst direkt vom Standplatz aufsteigen können. Die zweite Forderung dürfte sich in kürzester Zeit erfüllen lassen, verlangt sie doch nicht mehr als die Konstruktion eines um seine Achse entsprechend verstellbaren Propellers. Da aber eine Anwendung mehrerer Schrauben bereits stattfindet, kann kaum viel dazu gehören, durch Kombination einer vorwärts und einer aufwärts wirkenden Schraube dieses Problem zu lösen.

Viel schwerer scheint, wenn man die große Zahl der bereits vergeblich versuchten Typen betrachtet, der erste Fall zu liegen. Wir haben nun gegen fünfzig Eindeder, Mehrededer, Einsflücher, Mehrflücher, und nicht einer erreichte bisher das, was jedem Vogel so mühelos gelingt, das sichere Verweilen in der Luft auch ohne Arbeit der Flügel oder des Motors.

Unter diesen Umständen ist es bei der Unberechenbarkeit der komplizierten Motore vorerst unmöglich, eines der Systeme als Verlebrungsmittel anzunehmen, und vergeblich suchen wir noch nach den Gründen der Unsicherheit.

In der Form entsprechen die Tragflächen der Drachenflieger dem Kartenblatt; sie liegen flach auf. Ein Kartenblatt aber, das wir fallen lassen, fällt durchaus nicht mit gleichmäßiger Sicherheit, und wir wissen die Zahl der Gründe. Die Verschiedenheit der Luftdichte, die einem Teil des Blattgewichtes weniger oder mehr Widerstand entgegensetzt, es also sich langsamer oder schneller senken läßt und damit die zuerst schwebende Fläche der schneller die Luft zerteilenden Keilform nahe bringt, sie kippen und stürzen läßt; das Ansaugen einer unter der Tragfläche durch irgendwelche Umstände entstandenen Hohlraum, die verschiedene Dichte und Schwere der Papiermasse des Blattes, dieses alles reicht bei Beachtung der noch wenig beobachteten Wirbel und Strömungen der verschiedenen Luftschichten aus, um die Mißfolge des Kartenblatt-Prinzips im Flugzeugbau zu erklären. Wenn wir das Kartenblatt in der Mitte halten und so die Fallkräfte auf eine Basis vereinen, so sind wohl die aus der Ungleichheit der Papiermasse und der Luftdichte sich ergebenden Kippmomente teilweise vermieden, aber dafür sind Angriffsflächen für Seitendruck entstanden, und die Gefahr des Kippens und Stürzens bleibt.

Es scheint eben, als wenn wir den Vogel noch gar zu wenig studierten und vorerst nur in geringem Grade von ihm lernten. Der Schwingenflieger z. B., der statt durch die Schraube sich durch den Schlag der Schwingenflächen fortbewegen wollte, versagte bisher — wie wir heute wissen — infolge ungenügender Beobachtung des Naturvorganges. Erst neuerdings hat man beachtet, daß der Vogel einen Teil des Flügels als Tragfläche und nur die äußeren Schwingen zur Fortbewegung benutzt. Durch eine Kombination des Drachenflieger mit dem Schwingenflieger würde die vom bisherigen Schwingenflieger nicht bewältigte Aufstiegarbeit möglich werden.

Es ist also anzunehmen, daß wir im derart verbesserten Schwingenflieger dem Ziel einige Schritte näher kommen.

Es bleibt also noch die Frage, wie die Tragfläche in der Luft als Ganzes im Gleichgewicht zu erhalten sei. Man hat die Erfahrung gemacht, daß bei den großen Geschwindigkeiten, die die neuen Motore gestatten, die Stabilität in der Fahrt selbst bei ungünstigsten Luftverhältnissen vorzüglich bleibe. Bei günstigen Luftverhältnissen kommt auch in der Regel der im Gleitflug genügend geschulte Flieger ziemlich sicher herunter. In den meisten Fällen genügt aber sichtlich die geringste Störung, der kleinste Fehler, um die Katastrophe herbeizuführen. In der Nähe der Erdoberfläche gibt es begehrlicher Weise ständig eine Zahl von Wirbeln und Strömungen, die durch die Gebäude, Bodenformen, Wälder verursacht werden; in größerer Höhe fallen diese gefährlichen Klippen der Luftfahrt fort, und deshalb suchen die Flieger diese möglichst schnell zu erreichen.

Es ist aber klar, daß bei den vielen Zufällen, von denen der regelmässige Gang des Motors abhängt, bei solcher Höhe und mangelhafter Stabilität die Chance, heil aus einem eventuellen Sturz hervorzugehen, nicht wächst.

Wie weit haben wir die Stoßform des Vogels berücksichtigt? Wie weit zogen wir die für den Aufstieg und Abstieg wichtigen Luftblasen des Vogels in Betracht, die auch der Fisch zu gleichem Zweck verwendet?

Vor allem scheint man in der Verteilung der Teilgewichte noch wenig die Erfahrungen zu berücksichtigen, die wir im verwandten Element, dem Wasser, so sorgsam beachten. Das Schwert des Segelboots, sein Kiel, hält als Stabilitätsgeber selbst bei dem fabelhaften Seitendruck, dem die großen Segelflächen ausgesetzt sind, das Boot im Gleichgewicht; nur in hilflosen Andeutungen finden wir es im Flugzeugbau angewandt. — Der Vogel scheint auch nicht so ausschließlich die Richtung des Fluges durch Schwanzsteuerung zu ändern, und seine scharfschnelnden Wendungen günstige Stoffsform dürfte auch flugtechnisch von Bedeutung sein. Obgleich doch eine Kopftragfläche nicht nur eine weitere Anklammerungsfläche in der Luft bedeutete, und obgleich die geschwichtere und sichere Lenkung durch sie außer Frage stände und ein großer Prozentsatz der Stürze auf die zu heftige Wirkung durch die großen Rudersflächen fällt, ist sie noch ganz vernachlässigt.

Vielleicht wäre sie es gerade, die nach dem Stoppen oder Versagen des Motors den plötzlichen Stoß und Druck überstehen ließe. Auch die Beschränkung der Tragfähigkeit auf wenige Personen erscheint uns in Anbetracht der sonst erreichten Erfolge etwas beschämend.

Man deutet oft an, daß das Endergebnis der Entwicklung der beiden Flugfahrzeugarten, der Ballons und der Kraftflieger, eine Kreuzung beider sein wird.

Ob nicht unser Vogel eine solche darstellt? Sind doch bei ihm die hohlen Knochen und Luftbeutel sämtlich mit erwärmter Luft gefüllt, ist eine Tragfläche dort zum Teil mindestens ebenfalls derart gasgefüllt, und in den Schwingen und der Verstellbarkeit der Flügel und Schwingen ist auch die oben bezeichnete Kombination von Auftriebs- und Vortriebschraube verwendet. Sollten hier nicht noch Möglichkeiten liegen?

Endlich, um nochmals auf die Mitarbeit des Volkes in solchen Dingen zurückzukommen, müssen es wirklich stets reklamebedürftige Geschäftsmacher in Kasse oder öffentlicher Meinung sein, die den Erfindergeist anregen dürfen? Die Akademien und Universitäten veröffentlichen jährlich für die Gelehrten und Studenten ihre „Preisfragen“. Sollte der Staat nicht, was er in seinen 1000 M.-Nordprämien beim Verlagen seiner Beamten minder sympathisch tut, auch für solche wichtigen Zwecke übrig haben?

Welcher Erfinder kann heute seinen Fund seinem Volk übergeben, so lange er weiß, daß seine begeisterte Hingabe sicher zur Folge hat, daß andere, minder unegoistische, seinen Fund sich eiligst schütten lassen können und die Allgemeinverwertung hintertreiben dürfen?

Am schmerzhaftesten tritt in diesem Ausbeutungsprivileg einer einzigen Idee das bisherige Prinzip: „Jeder gegen alle“ hervor, mit ihm geht jener ichtanerkennende Egoismus, Geheimnisthämerei, Neberteuerung der wichtigsten Erfindungen (man denke an die Anfangspreise der Zweiräder), also Erschwerung ihrer Anwendung, Hand in Hand. Wiederum ist es die heute herrschende Brutalität und Mißachtung des Besitzenden gegen den Besitzlosen, der auch letzteren als Erfinder zwingt, dieselben Monopolrechte sich zu sichern, damit er nicht die Macht derer vermehrt, die sie zu erhalten streben.

Erst die Anität, die aus unnig selbstlosem Zusammenwirken aller ihrer Freunde aus allen Volksteilen geschaffen wird, kann in kürzerer Zeit alle die Resultate ergeben, die der verhältnismäßig geringen Zahl von reichen Amateuren und Unternehmern versagt bleiben.

P. G.

Jugendfang anno 1794.

So oft den herrschenden Klassen das Wasser bis zum Halse steigt, fangen sie auch an, sich nach der Jugend umzusehen. Als am 21. Januar 1793 Ludwig XVI. hingerichtet worden war, da kriegten es auch alle die mit der Angst, die sich bis dahin der Revolution gegenüber noch abwartend verhalten hatten. So ging denn auch der Kandidat des Predigamts zu Sera Christoph Gottlieb Steinbeck

hin und schrieb ein „Freih- und Gleichheitsbüchlein. Für die Jugend und den deutschen Bürger und Bauersmann verfertiget.“ Dieses Büchlein erschien, mit einem Titelbilde, das des Königs Enthauptung zeigt, 1794 in Leipzig bei Fleischer und ist eine im Stile des heutigen Reichsverbandes gehaltene Verlästerung der Freiheit und Gleichheit und insbesondere der französischen Revolution, deren Nachahmung in Deutschland auch Herr Kandidat Steinbeck sehr befürchtete. Er war übrigens ein tüchtiger Geschäftsmann, das beweisen seine eigenen Angaben über den Vertrieb des Buches, wie denn die Spekulation auf die deutsche Philisterangst noch niemals fehlgeschlagen ist. Die schuldloseste Jugend war es hauptsächlich, die vor der Anstechung durch die „Freih- und Gleichheits“-Gedanken geschützt werden sollte, und so ruft der Verfasser in der Vorrede den „braven deutschen Bürgern und Landeuten“ zu: „Vitter überhaupt d. h. vor allem) Euren Herrn Schullehrer, daß er Euren erwachsenen Kindern wöchentlich einmal ein Stück aus diesem Büchlein vorliest, und mit ihnen darüber discutiret, so werdet ihr ihnen dadurch für die Zukunft eine wahre Güte erzeugen.“

In Form eines Gesprächs zwischen einem aus Frankreich geflohenen „Fremden“ und einem „Witte“, der von jenem „belehrt“ wird, vernichtet nun Steinbeck die Ideale der Revolution. Er ist dabei schlaue genug, zuzugeben, daß manches in der Welt mangelhaft sei, und er selber zeigt den Leuten, wo sie es anfangen müßten, um zum Beispiel die Fronelos zu werden: „um Gottes Willen nicht durch Rebellion, weil dabei der unskuldigste und rechtschaffenste Mann, weder seines Eigentums, noch seines Lebens einen Augenblick sicher ist, weil der brave Bürger und Bauersmann dabei allezeit zu kurz kommt, nur der Pöbel gewinnt, und überhaupt durch Rebellion die Sache noch schlimmer gemacht wird, als sie ist.“

Und diese Warnung vor der Rebellion, die der Verfasser schon im Vorwort ertönen läßt, gibt jener „Fremde“ dann alle zehn Seiten zum besten. Wozu auch Rebellion! Es ist viel einfacher und besser, man wende sich mit „Witten und Vorstellungen“ an seinen Landesherrn. Zum Beispiel so: „Durchlauchtigster Fürst! . . . sein Sie so gnädig und nehmen mir die und die Weidwende (Fron) ab. Ich weiß zwar mehr als zu gut, daß ich Sie der und der Grundstücke wegen, von Gottes und Rechts wegen tragen muß, — allein sie bringt mir den und den Schaden, und Ihnen wenig Nutzen, und will Ihnen daher ein für allemal so und so viel, oder jährlich des und das an Gelde dafür abgeben.“ — Natürlich wird der Landesherr sich nicht sträuben, im Gegenteil: „da zumahl heut zu Tage die großen Herren, viel vernünftiger und adler denken, und den gemeinen Mann gar nicht mehr so behandeln als sonst — sondern ihm gerne helfen, wo sie nur können.“ Ja, sagt der Wirt darauf: „Wenn nun aber so ein Herr durchaus durch Vorstellungen nicht zu bewegen wäre.“ Und der Fremde: „Je nun so würde ich halt denken, daß er seinen Vortheil noch nicht recht kenne, würde seinen Eigensinn mit Geduld ertragen, und eine andre Zeit mit meinen Witten abwarten.“

Eines Tages ist der „Fremde“ abwesend, nach seiner Rückkehr entspinnt sich ein Gespräch zwischen ihm und dem Wirt über die Gleichheit, die nämlich von „ein Paar sogenannten deutschen Advocaten“ gepredigt worden ist. Der Fremde sagt:

„Ich kenne diese beiden Leute nicht — aber wette, daß ich sie ihm so gut beschreiben will, als wenn ich sie kenne. Sind es nicht Leute, die gar nichts im Vermögen, auf keinen Fall etwas zu verlieren haben?“

W.: Wichtig! — sie sind beide so reich wie Kirchenmäuse.

Fr.: Sind's nicht faule Tagediebe, die nicht arbeiten wollen?

W.: Getroffen! faulenzeln ist ihre Sache.

Fr.: Sind sie nicht vielleicht einmal von der Obrigkeit über (wegen) irgend etwas auf die Finger gelopft, oder gar abgesetzt worden?

W.: Das letztere nun wohl nicht, denn sie sind nie etwas gewesen, ob sie gleich alle beide gern etwas sein mögten; doch gestraft sind sie etlichemal tüchtig worden, aber sie hatten's auch verdient, der eine hatte unserem Gerichtschöppen z. B. einmal die Uhr gestohlen, und der andere hatte noch schändlichere Dinge, von den man gar nicht gern redet, praktiziret.

Fr.: Nun sieht Er, solche Leute sind es, welche den gemeinen Mann, mit der Freiheit und Gleichheit der Menschen, bei der Nase herumführen — Auf die Obrigkeiten sind sie aufgebracht — zu verlehren haben sie nichts — nun suchen sie den gemeinen Mann aufzuheben, zum Aufruhr zu verleiten, um dabeim Traben zu fischen. . . .

Die letzten Worte setzt der Verfasser mit großem Druck. Der „Fremde“ hat aber noch mehr solcher Beweise für die Verwerflichkeit der Gleichheit, „Beweise“, die aus einem Reichsverbandsflugblatt unserer Tage glatt abgeschrieben sein könnten. Er lödert den Wirt mit dem Hinweis auf die — Ungleichheit eines Goldstücks und eines Sillers! Vor der Gemeinfreiheit weiß er den Wirt granlich zu machen durch die Frage, was wohl aus ihm werden würde, wenn alle Ortsansässigen ansingen, Bier zu brauen und auszuschänken. Oder wie, wenn plötzlich alle Leute — Schüsse machen wollten!

Aber gleiche Rechte müßten doch alle Menschen haben? meint der Wirt. Oh! Sollen etwa andere Leute ihn beerben, statt seiner eigenen Kinder? Sollen Dummköpfe Stadtschulze werden dürfen? Natürlich nicht! Folglich ist es Torheit, gleiche Rechte zu fordern! Nur in einem sollen die Menschen gleich sein, darin, daß sie essen,

trinken, schlafen usw. Der Wirt muß aber immer noch einen Einwand auskramen, um dann glänzend „widerlegt“ zu werden:

W.: . . . aber wenn ich nun niedrig, arm, verachtet bin, gar keine Vorzüge habe, wie komme ich denn dazu? Warum trifft denn allkurat mich das Los?

Fr.: Eine kuriose Frage — leben nicht tausend Menschen, durch ihre eigene Schuld, durch Müßiggang, Verschwendung und andere Liederlichkeit, oder weil sie in ihrer Jugend nichts gelernt haben — in Verachtung und Armut?

Zu übrigen ist es natürlich Gottes Wille so, denn der muß es „am besten wissen“:

Werden wir nun von armen niedrigen Kellnern gehöhrt so gehört es gewiß in seinen Plan.

W.: Und der ist gut, nur daß er unser einem nicht allezeit gefällt?

Fr.: Weil wir zu blöde sind, ihn zu übersehen. Und welchen arm und niedrig gehöhrt Menschen ist es überdies verboten, sich in die Höhe zu schwingen?

Damit wären wir denn glücklich schon nicht mehr bei der Moral des Reichsverbandes, sondern geradezu bei der Logik Eugen Richters angelangt.

Eine originelle Rechtfertigung des höfischen Prunks liefert der „Fremde“ im weiteren Verlauf des Gesprächs, eine Begründung, die sich bei der nächsten Erhöhung der Ziviliste empfehlen dürfte:

Fr.: . . . Die Menschen, zumahl die gemeinen (d. h. einfachen) Menschen sind nun einmal so, was bei ihnen nicht in die Augen fällt, das gilt in ihren Augen auch wenig.

W.: Da haben Sie wohl recht.

Fr.: Würden nun unsre Fürsten und Obrigkeiten so leben, daß dies wenig oder gar nicht in die Augen fiel, so würden sie beim gemeinen Manne auch wenig oder gar nichts gelten, und dann wäre es aus mit einem Lande, denn da gelten wie gesagt die Gesetze auch nichts, und wie es da gehen würde, weiß Er schon. Wie ging es denn unserm Erlöser bei seinen Zeitgenossen? Wurde er nicht deswegen verachtet, weil er von niedriger Herkunft war und keine Pracht machte? Hies es nicht: ach! was will der Zimmermanns Sohn? Glaubt Er aber nicht, daß wenn er mit 8 Pferden gefahren wäre usw. daß er dann im Lande mehr gegolten hätte?

Worauf der Wirt, statt darauf hinzuweisen, daß der Zimmermannssohn doch gerade von dem „gemeinen Mann“ nicht verachtet wurde, sondern von den Besitzenden und Herrschenden, nur erwidert:

Das könnte wohl sein.
Fr.: Ja ganz gewiß, denn die gemeinen Menschen denken einmal nicht anders, und daher ist's recht gut, daß unsre Fürsten usw. viele Pracht machen.

Nachdem unser Kandidat dem hingerichteten König, der natürlich die „besten Absichten“ hatte, eine rührende Verteidigungsrede hat halten lassen, die zugleich eine vernichtende Anklage der „Mörder“ bildet, folgen fünfzig Seiten lang die wüstenst Mordgeschichten, um die ganze Scheußlichkeit der Revolution zu enthüllen. Zum Schluss gelangte dann noch ein Lied zum Vortrag, das den ironischen Rest hat:

Eine schöne Freiheit!
Eine feine Gleichheit!
Ei der tausend Ihr Leute!

Dieses antirevolutionäre Lied hat fünfzehn Strophen, die im Versmaß des bekannten Weberliedes aus den 1840er Jahren, aber in anderem Strophenbau gehalten sind. Die beiden letzten lauten:

Drum deutscher Bau'r und Bürgermann
Nach diesen schön'n Geschichten
Hör meinen guten Rath noch an,
Und thue deine Pflichten.
Gehorche deiner Obrigkeit!
Und leb in Ruh und Einigkeit!
Laß Freiheit den Franzosen!
Jene schöne Freiheit,
Jene feine Gleichheit,
Hört, und folgt mir, Ihr Leute!
O nehmt Euch doch ein Beispiel dran
Und laßt es Euch belehren,
Daß es niemals sei wohlgethan,
Wenn Völler sich empören.
Denn dies bringt erst recht große Noth,
Verfolgung, Angst und schweren Tod
Und nach dem Tode — Qualen.
Sucht wahre Freiheit!
Sucht wahre Gleichheit!
Als Christen an Weisheit und Tugend!

Zulezt schildert der Fremde dem Wirte noch die Hinrichtung des Königs von Frankreich und die traurigen Folgen einer Verfassung, so daß der vollkommen belehrte Wirt ausruft:

„ . . . wenn ich jetzt ein Fürst wäre, so würde ich mich selber hängen, meine Unterthanen zusammenzurufen, zumahl die gemeinen, bis ich gewiß wüßte, daß sie vernünftig dächten, und als Christen mit sich umgehen ließen.“

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

Bekanntlich haben sich auch die Geistesgrößen des klassischen Deutschlands mit Abscheu von der Revolution abgewandt, als sie erkennen mußten, daß die Kämpfer der nach jahrtausendelanger Unterdrückung und Mißhandlung endlich siegreichen Klassen auch keine Engel waren und das, was sie von ihren Unterdrückern gelernt hatten, nun selber betätigten. Und es ist danach wohl begreiflich, daß kleinere und gemeinere Geister, wie eben unser Kandidat, erst recht nicht nur in der Revolution selbst den Inbegriff alles Bösen sahen, sondern auch jene Ideale für gefährliche und wahnwitzige Trugbilder erklärten, die bis kurz vorher auch in Deutschland begeistert gefeiert worden waren. Das „Frei- und Gleichheitsbüchlein“ des Kandidaten Steinbeck ist nur eine der zahlreichen Schriften, die in demselben Sinne verfaßt waren. So der Göttinger „Revolutionsalmanach“, der von 1793 bis 1802 jährlich erschien, oder ein Büchlein aus dem Jahre 1793, das den Titel trägt: „Grenel der Verwüstung oder Blide in die französische Revolution . . . Allen biederen Deutschen zum Unterricht, allen angelegten Deutschen zum Schreden.“

Uns mutet an dem „Frei- und Gleichheitsbüchlein“ zweierlei ganz modern an: die plötzliche Angst um die Jugend und die stumpflose Art der Beweisführung, die in dem Freiheits- und Gleichheitsstreben weiter nichts als ein verbrecherisches Privatvergnügen einiger Tage- und Taschendiebe erblickt oder vielmehr zu erblicken vorgibt. Wenn diese Taktik vor 120 Jahren erfolgreich angewandt wurde, so beweist das außerdem, was wir ohnehin schon wissen, daß sie heute veraltet ist. Die Segner werden das bald genug zu ihrem Schanden erfahren. R. F.

Kleines feuilleton.

Musik.

Wie das moderne Klavier entstand. Es steht heute fest, daß der Instrumentenmacher Bartolomeo Cristofori (1655—1731) der erste Erfinder des neuzeitlichen Hammerklaviers gewesen ist. Vielleicht unabhängig von ihm kamen, so berichtet Dr. Karl Stord im „Kürmer“, der Pariser Klavierbauer Marius und der Deutsche Christoph Gottlieb Schröder (1699—1782) auf den gleichen Gedanken. Doch trotzdem sie später als der Italiener mit ihrer Erfindung hervortraten, sind ihre Mechaniken viel unzulänglicher als die feinnige, die bereits alles wesentliche unserer heutigen Hammermechanik aufwies. Cristofori's Klavier hatte statt der früheren, die Saite mit einem Federkiel anreißenden Dode eine Reihe von Hämmerchen, die von unten gegen die Saiten schlugen. Cristofori nannte sein Instrument Gravecembalo col piano e forte; schon aus dem Namen geht hervor, daß er den Hauptvorteil seiner Erfindung in der Möglichkeit sah, durch die Kraft des Anschlages die Stärke des Tones zu bestimmen. Seither wurde das Instrument kurzweg als Pianoforte oder Fortepiano bezeichnet. Aber die umwälzende Entdeckung des Italieners fand nur wenig Beachtung. Erst der Deutsche Gottfried Silbermann (1683—1753), dieser genialste unter den berühmten Trägern dieses in der Geschichte des Orgel- und Klavierbaues bekannten Namens, führte das Hammerklavier ein, nachdem er seine Technik verbessert hatte. Silbermann's Mechanik war eine praktische Vervollkommnung der Cristofori's. Sie erhielt später den Namen „Englische Mechanik“, weil sie in England ihre endgültige technische Ausbildung fand. Die sogenannte „Deutsche Mechanik“ rührt von Johann Andreas Stein (1728—1792) her, der seit 1755 in Augsburg ein glänzendes Geschäft betrieb. Er hat über 700 Instrumente gebaut. Steins Tochter Nanette (1769—1833), lange Zeit der treue Hausgeist Beethovens, heiratete den Stuttgarter Johann Andreas Streicher, einen Jugendfreund Schillers auf der Karlschule. Das Ehepaar verlegte das ererbte Steinsche Geschäft nach Wien, wo es bis auf den heutigen Tag besteht. Streicher löste etwa gleichzeitig (1811) mit dem Londoner Robert Wornum das langgesuchte Problem des Hammerschlages von oben, der für das aufrechtstehende Pianino maßgebend wurde. Vervollkommnet wurde diese Mechanik endgültig in Paris, aber durch einen Deutschen Heinrich Pape (1789—1875). Ueberhaupt sind die berühmten Pariser Pianofortefabriken Gründungen Deutscher. Pape erfand auch die Befestigung der Hämmer und das kreuzsaitige Klavier. Tamiel Piepel (1788—1855) und Sebastian Frard (1752—1831) stammten aus Deutschland. Der letztere war als Ehrhard (1788) aus Strahburg nach Berlin gekommen. Auch die englische Pianofortindustrie geht auf Deutschland zurück. Das berühmteste Haus Broadwood u. Sons ist 1732 durch den Schweizer Burghard Schudi begründet worden. Ebenso ist die bedeutendste Fabrik Ameritas, Steinway u. Sons, von dem Deutschen Heinrich Steinweg (1791—1871) aus Wolsfshagen im Harz begründet. Er hatte erst die noch heute in Braunschweig unter der Firma Grottrian Hefserich Steinwegs Nachf. bestehende Fabrik gegründet und wanderte 1850 mit vier Söhnen nach Amerika aus. Konnte anfangs in Deutschland selbst die Klavierindustrie nicht recht emporkommen, so änderte sich das seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vollkommen, und heute beherrscht die deutsche Klavierindustrie neben der amerikanischen den Weltmarkt. Uebrigens ist die Art des Baues im Grunde überall gleich; nur kleine Konkurrenz-eigentümlichkeiten unterscheiden die verschiedenen Fabrikate.